

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Königsträume.

Roman von Karl Busse.  
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Kasimir Rzonka griff in die Tasche. Langsam entfaltete er eine große, oft zusammengelegte Karte von Europa. „Wollen Sie sich diese Karte genau betrachten, Herr Graf. Da ist erhebens England. Es unterföhrt uns schon jetzt heimlich gegen Rußland. Ebenso ist Oesterreich nicht abgeneigt, unere Selbständigkeit anzuerkennen. Wie es mit Frankreich steht, wissen Sie so gut wie ich. Das gesamte Volk ist für Polen begeistert, und Napoleon hat mit dieser Strömung zu rechnen.“

Kutlowki suchte die Achseln.

„Er wird sich die Finger nicht noch einmal verbrennen, nachdem sein Vermittlungsantrag kurzerhand in Petersburg abgelehnt worden.“

„Und weshalb konnte er abgelehnt werden?“ fragte Kasimir Rzonka mit Augen, in denen der Haß ausblitzte. „Weshalb konnte dieses Rußland, das nicht einmal unsere paartausend Mann zu besiegen vermag, es wagen, dem Antrag Frankreichs und der anderen Mächte zu trotzen? Nun, Herr Graf, weil es eine Stütze an Preußen hat! Preußen ist es, das Polen besiegt, nicht Rußland! Dieses Preußen, mit dem sich auch Frankreich eines Tages auseinandersetzen muß, und das deshalb nicht zu mächtig werden darf! Sowie durch die Erhebung des polnischen Adels der Sieg unserer Waffen wahrscheinlicher wird, wird Napoleon handeln. Er wird einen Druck auf Preußen ausüben, der es zur strikten Neutralität zwingt oder einen casus belli gibt. Wählt Herr von Bismarck den Frieden, so haben wir es mit Rußland allein zu tun, der Sieg ist unser, und Polen frei. Wählt er den Krieg, so hat Napoleon leichtes Spiel. Denn Preußen kann seine Macht weder entfalten, da es mit dem Aufstand in seinen Ostprovinzen rechnen muß, noch hat es irgendwoher Hilfe zu erhoffen, da Rußland selbst engagiert ist und Oesterreich Kossuth und die Ungarn zu fürchten hat. Damit ist der Krieg entschieden — Napoleon hat seine Dynastie gesichert, die drohende Gefahr von Osten für Jahrzehnte abgewendet, kann sich als Retter Polens feiern lassen und zu alledem noch Rheinbayern, Rheinhesien und Mainz in die Tasche stecken. Indem er dann ein ihm ganz ergebenees Königreich Polen als Keil zwischen Preußen und Rußland schiebt, sorgt er dafür, daß dieses von zwei Seiten eingeschlossene Preußen sich nie mehr zu einer Gefahr für Frankreich auswachsen kann. Das muß der Kaiser einsehen. Unser Interesse ist das seine. Eine entsprechende Denkschrift liegt ihm bereits vor. Haben Sie nun verstanden, Herr Graf?“

Die Augen des Abgesandten waren groß, voll bezwingernder Kraft auf ihn gerichtet.

Kutlowski konnte sich diesem Blicke nicht entziehen, wie er sich den Gründen nicht entziehen konnte, die Kasimir

Rzonka eben mit eindringlicher Schärfe vorgetragen.

„Ihre Kombinationen sind kühn und bestechend,“ erwiderte er zögernd. „Und wenn der Kaiser sich anders entschließt?“

„Hätte Cäsar nur an die „Wenns“ gedacht,“ sagte der Unterhändler kalt, „so hätte er den Rubikon nie überschritten. Oder, falls Ihnen das näher liegt, dann säße Napoleon III. heute nicht auf Frankreichs Thron, sondern wahrscheinlich noch als Gefangener in der Zitadelle von Ham. Ich kann nur wiederholen: Wenn Sie so wollen, entscheidet sich hier auf den polnisch-russischen Schlachtfeldern die Zukunft nicht nur Preußens, sondern auch Frankreichs. Herr von Bismarck hat das sofort begriffen. Das macht den Mann so gefährlich. Glauben Sie nicht, daß ein Napoleon es auch begreift?“

Die Stimme hob sich.

„Ein Steinchen, Herr Graf, bringt oft Lavinen ins Rollen. Augenblicklich wird die Politik Frankreichs vielleicht in diesem Zimmer entschieden. Stellen Sie sich an unsere Spitze, reißen Sie den gesamten Adel mit, geben Sie durch Ihren Namen der Nationalregierung einen festere Halt, dem ganzen Aufstande damit die höchste Wahrscheinlichkeit des Sieges — dann, aber auch nur dann, wird Napoleon III. nicht zögern und wird allein um feinetwillen handeln müssen. In Ihrer Hand liegt die Entscheidung — ich warte, Herr Graf!“

Draußen war es windig. Unter starken Stößen bogen sich die Aeste und Zweige der Bäume. Die Haustür schlug zu. Die Scheiben klirren leise. Kutlowski sah und hörte nichts, obwohl er die Stirn jetzt wieder gegen das Fenster gepreßt hatte.

Ein Gedanke berauschte ihn immer wieder. Der Gedanke: daß er in dieser Stunde das Geschick der Völker in Händen haben sollte, daß ein Stück Weltgeschichte abhängig sein sollte von dem Nein oder dem Ja, das er sprach! Ein Cäsar vor dem Rubikon!

Als wäre er trunken, so ging alles drüber und brunter in seinem Kopfe. Dieses Haupt sollte eine Krone tragen, diese Hände sollten eingreifen in das gewaltige Rad der Weltgeschichte. Würde es ihn zermalmen? Würde es ihn emporreißen zum Gipfel? Brausend sang der Wind. Sang er dem neuen König von Polen zu? Sang er ein Requiem für seine Liebe? Sang er vernichtend das Aufrührerlied?

Es blieb lange still. Dann wandte sich Kutlowski und legte langsam die Karte von Europa zusammen, die Kasimir Rzonka vorhin ausgeschlagen hatte.

„Wenn ich Ihnen nun Glauben schenkte und dem Anerbieten der Nationalregierung näherträte, wie meinen Sie, würden sich die Dinge zunächst entwickeln? Die Proklamierung meiner Kandidatur für den polnischen Thron würde der Politik der Mächte vielleicht eine unerwartete Wendung geben!“

„Deshalb wird sie erst dann erfolgen,“ erwiderte Kasimir Rzonka, „wenn Polen frei ist.“

„Ah!“ Es war Staunen und leise Enttäuschung in dem Ausruf. „Und was soll ich . . . was wird bis dahin sein?“

Wieder blätterte der Abgesandte in seinen Papieren. „Wir haben lange beraten, Herr Graf. So gewiß es ist, daß die Demokraten ohne den Adel nichts ausrichten, ebenso gewiß ist es, daß der Adel allein die Freiheit auch nicht erkämpfen kann. Beide müssen zusammenwirken. Die Aufgabe ist also, durch Sie die gesamte aristokratische Partei an uns zu binden, ohne die Demokraten, die bis jetzt vornehmlich gekämpft und geblutet haben, vor den Kopf zu stoßen. Das geschieht aber sofort, wenn die Nationalregierung den Grafen Napoleon Stanislaus Rutkowski als Stanislaus den Dritten zum neuen König von Polen proklamirte. Nein, die nach außen hin demokratische Regierung muß vorerst am Ruder bleiben. Sie darf erst dann abtreten, wenn Sie, wie einst Ihr Vater, sich die Bewunderung, Liebe, Begeisterung der Nation erworben haben.“

Eine leichte Falte hatte sich in Rutkowski's Stirn gegraben. Ein heimliches Mißtrauen überlam ihn.

„Wer gibt mir die Gewähr, Herr, daß die Nationalregierung mich nicht in eine Falle locken will? Ich soll ihr mit samt dem Adel die Kastanien aus dem Feuer holen, und wenn das geschehen ist, sagt man uns höflich, daß man gehen könne, da unsere Hilfe nun überflüssig sei und Polen eine republikanische Verfassung vorziehe.“

„Auf den Einwand war ich gefaßt,“ erwiderte Kasimir Rzonka. „Aber wenn Sie an eine Falle glauben, so wird Sie dieses Dokument hier vielleicht beruhigen.“

Er schwang es in der Hand, ohne es noch zu übergeben.

„Folgendes ist der Standpunkt der Nationalregierung: Sie erhalten den Oberbefehl vorerst über alles, was auf Ihren Ruf zu den Waffen eilt. Die Bestallung halte ich hier in Händen. Unumschränkte Vollmacht in militärischer Hinsicht ist Ihnen darin gewährleistet. Da Sie die Hauptzahl der Streiter versammeln werden, werden Sie eher als die andern Generale den Sieg an Ihre Fahnen knüpfen können. Sind einige solcher kleineren oder größeren Siege errungen, so wird die Nationalregierung mit gutem Grunde Ihnen den Oberbefehl über die gesamten polnischen Streitkräfte übertragen können. Auch die Demokraten werden dann begreifen, daß man die Armee dem fähigsten und siegreichsten General unterstellt. Mit den vereinigten Streitkräften werden Sie dann vorgehen. Jauchzend werden Ihnen die Männer in Kampf und Sieg folgen. Gefeiert von dem Heere, dankbar begrüßt vom ganzen, durch Sie befreiten Lande, werden Sie in Warschau einziehen und die Nationalregierung wird Ihnen die Krone anbieten, die Sie an der Spitze eines Ihnen ergebenen, siegreichen Heeres sich auch aus eigener Macht aufs Haupt setzen könnten. Im Namen der Regierung überreiche ich Ihnen das Patent als Höchstkommmandirender aller aus Polen, Ost- und Westpreußen, Schlesien und Galizien zu Ihnen stoßenden Truppen. Ich bitte, nicht zu vergessen, daß der General nur das notwendige Sprungbrett ist für den Königsthron.“

In nervöser Hast überzog der Graf die Urkunde. Er konnte sich der ruhigen Sicherheit, mit der Kasimir Rzonka sprach, nicht verschließen. Der Blick der Augen war kalt, aber es lag eine bezwingende Kraft darin, eine alles erreichende Energie.

Mit großen Schritten nahm Rutkowski dann die Wanderung durchs Zimmer wieder auf. Der Abgesandte ließ ihn nicht aus den Augen, störte ihn jedoch durch keine Frage.

Da plötzlich, ob sich ein Nagel gelodert, ob die schweren, ununterbrochenen Schritte eine kleine Erschütterung herbeigeführt, fiel Mirrend etwas herab.

Der Graf blieb erschrocken stehen. „Was ist das?“

„Nichts, Euer Gnaden, nur der alte Säbel!“

Kasimir Rzonka blickte sich, um ihn aufzuheben. Aber Napoleon Rutkowski war schneller.

„Lassen Sie, bitte!“ Und schon hatte er den Säbel gepackt, den Säbel von Grojow und Ostrolenka, mit dem sein Vater für die Freiheit gekämpft. Wild hob sich seine Brust. Bewußt, ein reiner Zufall. Aber war's darüber hinaus nicht eine große Mahnung, die Waffe aufzunehmen, die seinem Vater entunken war?

Ein jähes Bild tauchte vor ihm auf: Er war sechzehn Jahre, sein Vater hatte mit ihm geredet. Und wieder vernahm er die letzten, ihn verwirrenden Worte: Jeder Mensch bestimmt selbst über sein Leben und Streben. Es gibt Dinge,

wo jeder Rat, wie er auch ausfallen möge, Frevler ist. Was ich jetzt spreche, verstehst du noch nicht, aber es wird ein Tag kommen, wo du es verstehen wirst, dann wirst du dich entscheiden! Heute, nach so vielen Jahren, verstand er die Worte ganz. Heute war der Tag erschienen, wo er sich entscheiden sollte.

„Mein Herr,“ sagte er und stützte sich leicht auf die Klinge, „Sie können unmöglich erwarten, daß ich in wenigen Minuten eine bindende Antwort gebe, die für mein ganzes Leben folgenschwer ist. Ein Ja wäre ebenso unverantwortlich wie ein Nein. Ich muß Bedenkzeit haben.“

„Das verstehe ich, es fragt sich nur: Wie lange?“

Napoleon Rutkowski dachte einen Augenblick nach. Er dachte an Hanna von Grafnick. Hätte er heute vormittag in Nasgora gehalten, hätte er alles ins reine gebracht, hätte das schönste Weib sich an ihn gebunden — pah, was war eine Krone gegen diese Seligkeit? Dann hätte Kasimir Rzonka den Steden weitersetzen können.

Und wenn er nun morgen an dem alten Baron schrieb? Wenn er übermorgen sich von Hanna selbst die Antwort holte?

Wie die Entscheidung auch ausfiel, es war gleichzeitig eine Entscheidung über die verlockenden Anträge der Nationalregierung. So sollte es sein!

Er atmete auf und sagte: „Heute in drei Tagen um eben diese Zeit könnte ich Ihnen die definitive Antwort geben. Falls Ihnen das genügt.“

Der Abgesandte verbeugte sich. „Es tut mir leid, aber ich habe gemessene Ordre, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden abzureisen, falls die Verhandlungen ein günstiges Ergebnis nicht gezeitigt haben.“

„Teufel, Pan Rzonka, Sie haben es eilig! Aber gut, gut, in 24 Stunden wird alles entschieden sein. So lange sind Sie vielleicht, falls Sie nicht anderswo gebunden sind, mein Gast.“

„Sehr gültig. Dann wäre es mir lieb, wenn ich mich zurückziehen dürfte, die Reise macht müde.“

Rutkowski griff nach der Klinge. „Noch eins,“ warf Rzonka schnell ein, „ich bin der Feldmesser Ladislaus Pyrka, den Euer Gnaden eventuell mit der Vermessung von Szydlewko betrauen wollen.“

„Ganz recht.“ Und zu Bartel Jychod, der leise eingetreten war: „Führe den Herrn Feldmesser in ein Fremdenzimmer. Morgen will ich mit dem Verwalter über die Vermessung reden.“

Als der Graf allein war, nahm er einen Briefbogen vor und schrieb. Nur wenige Zeilen. Sie lauteten:

„Hochverehrter Herr Baron! Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen in einer Angelegenheit, die mich schon seit langem ganz erfüllt, morgen vormittag gegen zwölf Uhr meine Aufwartung zu machen. In der Hoffnung, nicht ungelegen zu kommen, bin ich mit verbindlichster Empfehlung Euer Hochwohlgeborenen ergebenster

Graf Napoleon Rutkowski.“

Auf das Klingelzeichen erschien Bartel Jychod. Der Graf kuvertierte und siegelte den Brief.

„Dieses Schreiben wird sofort in Nasgora bei Herrn von Grafnick abgegeben. Kuba soll mein Reitpferd nehmen, Antwort ist nicht nötig.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Christwunder.

Von Paul Alexander Schettler  
(Nachdruck verboten.)

U 169 hatte den Heimathafen verlassen. Rasch und sicher durchschnitt das schlaffe Schiff das Wasser und ließ sich von den Wellen den glänzenden Rücken streicheln.

Die See war ruhig. Durch die Oeffnung des Turmlufs lächelte die Himmelsbläue in die dunstigen Räume, ein Fegen blauen Himmels für die, die da unten ihren Dienst taten, und eine frische Brise fühlte ihre heißen Lungen.

Kapitänleutnant Reimers stand auf der Plattform des Turmes. Seine graublauen Augen, die habichtschwarz und scharf die fernsten Dinge untersuchen, durchforschten den Umkreis und blieben immer wieder in der Ferne haften, wo der Wellenkranz, der im Aether schwamm, in die See zu sinken schien.

Dort war das letzte Zipfelchen Land zwischen Wolken und Wasser versunken. Vor ihm lag das Meer und die Pflicht.

Weiß Gott, es war nicht seine erste Ausfahrt, die er heute unternahm. Er kannte die See, er hatte dem Kriege Leben und Ehre abgetrotzt. Und doch! Heute ging es nicht ganz so leicht wie sonst. Ihm war, als müßte er etwas Kostbares sich aus den Händen

mitgleiten lassen, das Festland schien sehnsüchtiger als sonst seine Arme nach ihm auszustrecken, als wolle es ihn zurückhalten.

Drückte Einbildungen! Sein Element war das Wasser, und sein Herz schlug im Gleichmaß mit dem Rhythmus des Fahrzeuges, das die Wellen durchschneit.

Er wußte, es war Gesina; der blonden, scheuen Gesina Mengers und Sorgen hatten sich wie ein Mann um ihn gelegt. Und die frische Seeluft hatte den noch nicht ganz aus seinen Herzwinkeln wegblasen können.

Seit zwei Tagen war sie seine Frau. Er hatte den Heimaturlaub benutzt, um Verlobnis und Hochzeit zu beschleunigen. Der Krieg duldet keinen Aufschub und die immer innigere Zuneigung zu einander noch weniger.

Sie kannten sich schon länger. Damals, als er die Marineakademie besuchte, in den Ferientagen auf dem Lande, lernte er das Gutstädtchen kennen, sah ihr blondes Haar, das ihren Kopf wie einen Heiligenschein umrahmte, sah ihr in die Augen und liebte sie.

Sie war schön und er keck schon damals. Aber als sie sich küßten und er wie im Scherz fragte, ob sie seine Frau werden möge, eine Seemannsfrau, da hatte sie ihn mit ihren großen ängstlichen Augen angeblickt:

„Wenn du mich lieb hast, geh nicht auf See, Klaus, versprich mir das!“

Es hatte wie eine ernsthafte heiße Bitte geklungen.

Er hatte gelacht.

„Aber Gehl, hast du Angst vor dem großen Wasser? Das ist unferns gut Freund, für mich aber gibts ja keine andere Wahl. Mir ist es wie eine Heimat. Verstehst du das nicht?“

Sie hatte traurig mit dem Kopf geschüttelt. Dann hatte sie wieder gebettelt.

„Um unserer Liebe willen bleib im Lande! Du wirst verzichten können. Wir werden ein Häuschen haben und ganz uns selbst leben. Nur nicht monatlang, vielleicht jahrelang von einander getrennt sein, und die martrende Sorge —“

Er hatte all seine Berechnungen aufgegeben, um ihre Einwände zu zerstreuen und sein und ihr Leben in den Farben auszumalen, wie es vor seinem inneren Auge stand. Und was sie zu erwidern hatte, hatten seine Lieblosungen erstickt.

Dann kam der Krieg. Er mußte nun wirklich hinaus. Sie schrieben sich. Er war seinem Ziel treu geblieben. Und sie? Sie sah wohl, daß nun auch andere Frauen ihre Männer und Liebsten hergeben mußten ohne Klage.

Kein Wort der Klage, des Vorwurfs kam über ihre Lippen seit damals. Und auch, als sie den Lebensbund schlossen und er Abschied nahm, verberg sie, was sie schwer bedrücken mußte. Sie reichte ihm stumm die Hände und Lippen. Aber daß sie jetzt schwieg, deutete das nicht an, wieviel schwerer sie ihr Los trug?

Gesina war Dänenländerin. Er konnte von ihr nicht die Liebe zum Meer, das Verstehen einer solchen Liebe erwarten. Das Ungewisse, Abenteuerliche seines Berufs, das tägliche Erringen und Ueberwinden, das, was ihn lodete, was ihm dieses Leben lebenswert machte, ängstigte sie und folterte ihr Innerstes.

Daß dieses Letzte zwischen ihnen stand, das keine Hingebung, keine Leidenschaft auszulösen vermochte, lag wie ein Schatten auf seinem Glück. Wie, wenn es noch einen Kampf kosten sollte zwischen seinem Weibe und seiner Zukunft? —

Klaus Reimers fuhr sich über die Augen.

Der wachhabende Offizier trat in diesem Augenblick an ihn heran.

„Herr Kapitänleutnant, melde gehoramsft, Steuerbord voraus zwei feindliche Zerstörer in Sicht!“

Reimers ergriß das Glas. Richtig. Zwei verdächtige Rauchwolken am Horizont bestätigten die Meldung des Offiziers. Er verließ mit seinem Begleiter die Plattform. Wenige Minuten später begann das Boot zu tauchen.

Durch das Schrohr gewahrte jetzt Reimers, daß sich noch eine dritte und vierte Rauchwolke der erleren zugesellte, und an den auftauchenden Silhouetten stellte er fest, daß nicht nur feindliche Zerstörer, sondern auch ein Aufklärungskreuzer im Spiel waren. „Eine Patrouille, deren Vorwitz uns recht zustatten kommt!“ murmelte er dem Offizier zu.

Jetzt war er wieder ganz „im Bilde“. Man an den Feind ließ es. Andere Gedanken fanden da nicht Raum. Aber Mut, List und — Glück mußten ihm bestehen.

„Erstes Rohr klar!“ befahl er. Seine Stimme klang ruhig und sicher. Sie verriet nichts von der Erregung und Spannung, die ihn und mit ihm seine Leute beherrschte. In jedem der Männer lebte nur ein Wille, ein Gedanke, jedes Wirt's gewärtig, verharrten sie an ihrem Platz.

Das Schrohr, das aus Vorsicht nur zuweilen ausgeführt werden durfte, verriet Reimers das schnelle Nahen der Engländer. Je näher sie kamen, umso vorsichtiger hieß es manövrieren.

Donnerwetter, wenn er jetzt Glück hatte — diesen Engländern wollte er doch die Luft nehmen, sich so weit voranzuwagen. Die hatte ihm ein guter Geist in die Hände gegeben.

Die Maschine stoppte jetzt. Das Boot lag lauend, still, — Stunde auf Stunde verrann.

Endlich das Kommando „Los!“

Der Torpedo stieß in die Flut.

Stunden voll atemloser Spannung folgten.

Wie? Kein Laut? — Fehlgelangen? —

Da — — ein Krach! Donnernd, daß das Meer zu erbeben scheint.

Reimers sah das Aufspringen einer steilen, turmhohen Säule aus Wasser, Rauch und Trümmer — der Torpedo hatte gelesen und den Kreuzer mittschiffs angegangen.

Rasch wurde jetzt das Schrohr eingezogen und das Tauchboot auf größere Tiefe gebracht. Es war die höchste Zeit gewesen. Denn einige Augenblicke darauf vernahm man, daß die feindlichen Zerstörer mit hoher Fahrt über ihnen hinwegrauschten. Sie hatten das U-Boot entdeckt und es rammen wollen.

Reimers fand es für gut, zunächst unten zu bleiben.

Er änderte den Kurs und fuhr unter Wasser weitab von der Stelle, wo der Feind sie aufgespürt hatte.

Als man dann den Führer des auftauchenden Bootes wieder austreckte, war nichts von dem Feinde zu entdecken. Weder Schiff noch Wrack. Doch später richteten sie einen leeren, abgetriebenen Rettungsgürtel auf, der nannte ihnen den Namen des untergegangenen Kreuzers.

Als er den Gürtel betrachtete, lächelte Klaus Reimers. „Was wird Gesina zu dem Erfolg sagen?“ dachte er. Und in dem Augenblick erlosch sein Lächeln. Gesina? Sie würde nur noch mehr ättern um ihn — das alles ging ihn allein an, seine Leute und das Vaterland.

Weihnachtsurlaub! Das Festland, das Klaus Reimers nach langem Fernsein betrat, war in ein weißes Schneidgewand gehüllt. Dachte sich das Heimatstädtchen für ihn schön gemacht, den Heimlehrenden, daß es wie im Festtagsgewande strahlte?

Freilich, er war ja bekannt geworden. Sein Name war von den Zeitungen genannt, seine Brust schmückte die hohe Auszeichnung, die ihm Unersehbarkeit und Kriegsglück eingetragen.

Aber noch leuchtender, als das alles, schien ihm das Glück, das seiner wartete. Gesina war Mutter geworden. Er würde zum ersten Male sein Kind sehen, seinen Sohn. Es war das Christkind, das ihm die Heimat als schönsten Lohn für seinen lebens-einschenden Kampf draußen besoherte.

Das war es ja, was ihm die Kraft und den Willen zu neuem Wirken gegeben und dies schwere Dasein leichter gemacht hatte, leichter, als der Abschied damals und die sorgenden Gedanken um sein Weib.

Es war, wie er sichs geträumt hatte. Gesina hatte ein Bäumchen gepflanzt, für ihren „großen Jungen“ und für den kleinen. Wie sie ihm entgegenflog, war sie noch immer wie damals, so mädchenhaft, nur in den Augen, so schien ihm, war ein Strahlen, — hatten das die Weihnachtskerzen entzündet?

Im Himmelbettchen aber ruhte beider Abbild, sein Sohn, und schlummerte dem bewußteren Dasein entgegen.

Klaus Reimers stand lange, keines Wortes mächtig.

Gesina sah zu ihm auf. „Schlummert er nicht wie ein Weihnachtsengelchen?“ flüsterte sie.

„Wie er ganz dein Ebenbild ist, die blonden Löckchen, die Stirn,“ sagte er leise.

„Aber seines Vaters Wesen hat er,“ lächelte sie schalkhaft, „er weiß, was er will.“

„Dast du nicht Angst, Gesina, daß er auch das Seefahrerblut seines Vaters in den Adern hat?“ fragte er leise.

„Ich werde ihn nicht halten, wenn er zur See will,“ sagte sie einfach.

Reimers schaute sein Weib an. Diese Worte kamen aus Gesinas Munde? Scherzte sie? Doch als er ihre stolzen gläubigen Augen sah, ward ihm ihr Ernst zur Gewißheit. Eigen ward ihm zu Mute. Ihn war, wie als Kind, wenn sich das Wunder der Weihnacht über ihn ergoß.

„Gesina!“ sagte er warm und beglückt, „darf ich die Gewißheit mitnehmen, wenn ich wieder hinaus muß, die Gewißheit, ein mutiges gläubiges Weib zurückzulassen?“

„Ich glaube an unser Glück!“ flüsterte sie.

Ihre leuchtenden Augen verankerten sich tief in seinen Blick. Und er nahm ihren Kopf und küßte ihren Mund. Draußen aber sangen die Heimatsglocken feierlich und weihnachtlich von Sieg und Glauben, vom Sieg des Herzens und dem Glauben an die Kraft der Liebe. — —

### Heinerich un Jakob.

Des woarn Zwillingenbrüder. Wäisse noch ganz klein woarn, kommt mir scho gefeh, deh deh enol e paar Haabkerle goab. Lustig un uffgewekt wäiss kao meh widder goab. De greest Soab hatte je, wann se de Leut uge konnte. — Im Kornschneide woarn nor de able Leut beham gebüwe. — Däi Bäanwerke gange emol groad onem Banerndorf vebel und jable, wäi de ahl Alernodder in de Schauern gung und weest dai hole, im des Bäh zu sandern. Wäi de ahl Moa uffen Heibodden geklettert woar, seine schwinn bie un hon des Schauernbor zangerichelt. De moacht wettern un freische, so wille weest, he mocht bis de Dewend drie stede bleiwe, nu sei Leut hanfoame. — Ihr Alernodder doacht beien kewe, dai hanse in amfort geust. De ahl fraa konnt net meh gaud seh, drim noduse en Stede, wannse im Daus, Hof un Gaarde erimgange is. Weil se oder alsfort vageste doacht, wusen hiegehalt hat, un seh doacht sen näit, hotse lauter bundige Bäander dron geburne. — Wäi se

jung woar, hotje goar vill uff scheene Bänder gebaale, dai se im ihn Spinnrodel gewedelt hot und bai hotje all gesammelt. Sät hotje all on den Stede gebunne, dahier seh docht. — Dai Bäuercher hon en ahle Stallbesem gebunne, den Stede honje donetn gestecht. Wai de Elmmodder demit im Hof eringegang, sad se als, eich weh goar näit, wai deh is, eich hon goar laan Daalt. Do setz se sich uff de Baant un docht nochfeh. Do woarje äwer doch bees, waise den Stallbesem geseh hot. — Dnem Morgend woarn dai Frau schon ganz fröhlich bei de Elmmodder, sai woar groad uffgestante un wolft sich wäiche. Se hott ka Sesse. Do saadje zau de Bäuercher, geht emol enobber un loht eich vo de Modder o Stideler Sesse gäwe. — Eh wos dochte dai Frau?! Se sei in Keller on's Käsbeppe, hon en Käse gelangt, hon des schmierig obgehirt un honen de Elmmodder gäwe. Dai ribbt un ribbt, und ba saadje: Des is äwer la gaud Sesse, dai gicht jo goar näit. Eh docht se se uffen Wäschlapp schmieren, wäicht sech ordentlich de Ohn un druff des ganz Gesicht. Wäise on de Roaje loam, frische: ei ihr Häusbauwe, ihr hott mir joa en Käse gäwe. Sät stunne hinner de Vier un hon sich baal en Budel gelacht. De Elmmodder kraache on de Ohn un hot se in de Stuwe gezoge un do mohtese de Käse uffesse. Hernoch mohtese woarn Wasser hole, dah se sich widder sauner wäiche konnt. Wai dai Frau drauh woarn, hot sich de Elmmodder met ihm Käsegesicht hiegefest un hot gelacht un gelacht. Na so Infall hot doch hoo Rend meh, des gitt emol o voar Staatskerle. — Des seise werlich woarn. Saw vo Anfang on seise met im Kräg. Weils zuu zau scheene Vorsch woarn, seise net getrennt woarn, in a underseib Companie seise. Un broad un dapper hon se sich gebaale; uns Kronprinz hoten selwer das Eisen Kreuz eingehängt unen de Hänn gedrickt, weisse auent dichte Kugelroge thn verwunde Hauptmann gerett hon. De Offiziere bis erinner zau de Romeroade, all honje dai Frau gern gebott. Wannje in bene Ruhpause bezäht hon aus ihrer Kindzeit, honje all zugehört un gelacht. — Do hatteje emol en ahle Anzug vom Jakobche met Hai ausgestoppt, on de Haje hatteje e Voar ahle Schauh gebunne, de Kopp hatteje met ere Kinnernäse vo Faselnacht unere Kappe gemocht. Wai de Elmmodder net in de Stuwe woar, honje dai Bobbe uffen Staubl näwig ihren Platz geseht. — Wai de Elmmodder kom un sahl des Jakobche so broad uffem Staubl sije, saadje zauem: dös is äwer schee vo dir, dah ewint zau beine abl Elmmodder kinnst, eh will ich dr äwer aach e schee Geschichte beziehle. Was willste daa hiern? Vo de Hex odder vom Kumpelstielche? Des Jakobche gitt als kaa Antwort. Ei mei läib Rend, so schwach doch ebbes, gelle, es seht dr woas? Woart, eich hol dr Banvelotte. Sät häilem e gaanz Daand voll Joderkää hie, äwer des Jakobche richt sich net. Do krooch dai Elmmodder äwer en Horn, se nobm ihn Stede un doahiem fest uff de Budel haage, dah es weit in dai Stuwe slog. Dai Frau stunne hinner Vestvirhang un hon sich de Laib gebaale fir Lache. — Wos woar äwer de Elmmodder ersprode. Sät stunn beiem un heult als: ach mei Jakobche, eich wollt dr jo net weh gebuh, seig doch widder uff. Sät rufsch en Staubl ebei un hebts uff ihn Schoos, un do wirdes enlich weis, dah es jo nor e Bobbe wor. In aam Horn hotse's Fenster uffgemocht un hott dai Bobbe em Fenster enausgeworje. Dai Modder stunn groad in de Hausdier, wai des Bäubche gefloge loam, do trüchje: ach mei Jakobche is auent Fenster gherzt, sai wurf sich uff's un nohms in Darm. Wai se sahl, dah es nor e Bobbe woar, wollt se sich groad daut lache. Se gukt enuff un do stunn de Elmmodder un moacht zuu Faust. Dai Bäuercher loame hinnerm Bierhang fir un hon fir de Elmmodder en Vorzebaam gemacht, do moht se widder lache un woaren net mehr bees. — De anneru Doag, es woar scheene Sonnedei, nohwise dai Bobbe un halte se on's Gaardbedeche, als obies fir de Elmmodder uffhaale deht. Sät loam werlich, un weil de Bobbe en Haut vom Heinrich uff hat, saadje: Dau bist äwer en gaude Vaub, dah be me de Vier uffmächt, konun geh ewint mit me. Sät nohmen on de Daand, docht äwer gleichen Krüsch un schmäh dai Bobbe ins Jakobchelaand. — Sät hon noch vill Stideler bezeht, äwer dai schreib ich e annermol. Eh wünsch nor all met me, dah dai Frau widder glücklich un gesund heimkomme un dah de Glode de Friede baal inläude. Des Herz woar ein joa uffgange, wäise dai Woche emol widder geklinge hon.

Marie vom Oberberg,  
Verfasser der „Buggelsberger Sauer“.

**Büchertisch.**

— Neuer Erscheinungen der Universal-Bibliothek Nr. 5881. Der Allerchristlichste Kriegsgott. (Mars Christianissimus.) Eine Spottschrift wider alle Verächter des Völkerechts aus dem Jahre 1683. Von Gottfried Wilhelm Leibniz. Uebersetzt und eingeleitet von Paul Ritter. Geh. 20 Bg. — Nr. 5882. Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872. Textausgabe nebst Anhang, enthaltend die Kriegsartikel, mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Kurt Ulmer v. Bronow, Feld-Oberkriegsgerichtsrat. Geh. 20 Bg., geb. 60 Bg. — Nr. 5883—5885. Unre Lieben Nächsten. Roman. Von Olga Waldow. Geh. 60 Bg., geb. M. 1,20. — Nr. 5886. Des Königs Befehl. Vaterländisches Lustspiel in vier Aufzügen.

Von Karl Toepfer. Mit Benutzung der ungedruckten Einrichtung Ernst v. Hoffarts herausgegeben von Karl Bömlg. Geh. 20 Bg. — Nr. 5887. Karl Stieler, Gedichte. Mit einer Einleitung, Erläuterungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben von Frh. Gundlach. 4. Band: Um Sinnwand. Gedichte in oberbayerischer Mundart. Geheftet 20 Bg. — Nr. 5888. Ledige Mütter. (Die Stunde des Vertrauens.) Volkstück in vier Aufzügen. Von Paul Joder. Geh. 20 Bg. — Nr. 5849. Desterreichsches Kriegstagebuch. Von Karl Marilaun. 2. Band. Geh. 20 Bg. Inhalt: Die Eroberung von Oesterreich. Des Schneeluhens in den Waldkarpathen. Das verlorene Przemysl. Im Raume von Krakau. Joan, der Rumäne. Karpathenfrühling 1915. Notturmo von Santa Maria di Leuca. Sturm in den Tirolet Bergen. Der Buscklepper. R. und f. Donnerwetter! Aus den Tagen von Lemberg. — Nr. 5890. Falsche Taktik und andere humoristische Geschichten aus dem großen Kriege. Von Peter Robinson. Geh. 20 Bg. Inhalt: Falsche Taktik. Warum John Macie Soldat wurde. Was mit den Galoschen während des Krieges geschah. Hugh und Dennis Kintoch. Die falschen Feldpostbriefe. Die Handhaften Wäste. Der Kriegsteilnehmer. Nicht so schlimm. Tante Laura. Etwas für Sammler. Die neue Kur. Es wird alles bezahlt. Eine Gemeinholt. Der Unantastbare. Nur noch schlimmer geworden. — Jede Nummer der Universal-Bibliothek kostet geheftet 20 Bg., Werke von mehreren Nummern den entsprechenden Betrag.

— Adolf Paul, Exzellenz Unterrock. Roman. Umschlagzeichnung von Oaf Gullbranson, Einband von Felger. Preis geheftet 4 Mark, in Leinen gebunden 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Mit einem Nofolo-Roman, der „Täuserin Barberina“, hat Adolf Paul seinen bisher größten Erfolg beim Publikum errungen. In seinem neuen Werk führt er uns wieder in die gleiche Zeit zurück, die er so genau studiert hat und deren Schilderung seiner Feder so besonders liegt. Wir werden nach dem Paris und London der letzten Lebenszeit Ludwigs XV. versetzt, in jene Tage, da sich fern am Horizont schon das Gewitter der großen Revolution zusammenballte. Ein berühmter „Vorbote“ jener Revolution, der Herr de Beaumarchais, spielt eine wichtige Rolle in dem Roman, — sein Held aber ist der Chevalier d'Con, jener politische Emiffar Ludwigs XV., der seinen Zeitgenossen so unheimlich interessant war, weil er mit dem gleichen Erfolge abwechselnd als Mann und Frau auftrat, so dah die größten Zweifel über sein — oder ihr — wirkliches Geschlecht herrschten. Das Leben dieser sonderbaren Erscheinung hat Adolf Paul zum Stoff eines spannenden, höchst geistvollen Romans gemacht, der neben seiner Witzigkeit der Tiefe nicht entbehrt und, von der historischen Anekdote ausgehend, einen viel weiteren und allgemeineren Horizont öfnet, so dah wir hier eine der glänzendsten Satiren auf die internationale Diplomatie französischer Schule erhalten, die je geschrieben wurden.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Rubeluppe, Schweinebraten, Wirsing
- Montag: Pilzsuppe, Winterkohl, kalten Braten.
- Dienstag: Graupensuppe, Semmelknödel und Steinpilze.
- Mittwoch: Erbsuppe, Kartoffelgemüse, Salzgarke.
- Donnerstag: Wassergrießsuppe, Kartoffelsbri und Apfelmus.
- Freitag: Grünkernsuppe, Mädelragout, Salzkartoffeln.
- Samstag: Kartoffelsuppe, Saferloden-Budding, Dinsbesauce.

**Silbenrätsel.**

a, bro, co, con, e, el, es, go, har, jec, ll, lo, mo, mu, na, nal, nl, nl, o, ob, pa, pic, rel, sa, schi, tl, tiv, to, toc, um, vent, xe.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen zehn Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, dah die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Begründer eines modernen Verkehrsmittels und seine bedeutungsvollste Erfindung bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Einen Propheten.
2. Deutsche Kolonie.
3. Dolchartige Waffe.
4. Dienstbaren Geist in Gastwirtschaften.
5. Ein Musikinstrument.
6. Fluß in Spanien.
7. Französische Volksvertretung zur Revolutionszeit.
8. Einen Astronomen.
9. Teil eines Fernrohrs.
10. Sagenhaftes Wesen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Enzian, Lau, Lauenzien.